

Philosophische Bibliothek

Lucius Annaeus Seneca
Philosophische Schriften III

Briefe an Lucilius. Erster Teil

Briefe 1–81

Meiner





LUCIUS ANNAEUS SENECA

Philosophische Schriften III

BRIEFE AN LUCILLUS

ERSTER TEIL

BRIEFE 1–81

Übersetzt, mit Einleitungen
und Anmerkungen versehen von
Otto Apelt

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

Im Digitaldruck »on demand« hergestelltes, inhaltlich mit der Ausgabe von 1924 und der Sonderausgabe von 1993 identisches Exemplar. Wir bitten um Verständnis für unvermeidliche Abweichungen in der Ausstattung, die der Einzelfertigung geschuldet sind. Weitere Informationen unter: www.meiner.de/bod.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet abrufbar über <https://portal.dnb.de>.

ISBN 978-3-7873-4526-7

ISBN eBook 978-3-7873-2786-7

© Felix Meiner Verlag GmbH, Hamburg 1924/1993. Alle Rechte vorbehalten. Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übertragungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, soweit es nicht §§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestatten. Gesamtherstellung: BoD, Norderstedt. Gedruckt auf alterungsbeständigem Werkdruckpapier. Printed in Germany. www.meiner.de

Inhalt

Dritter Band: Briefe an Lucilius *Erster Teil — Brief 1-81*

Einleitung	V
Briefe	
1. Wert der Zeit	1
2. Wahl der Lektüre	3
3. Vermeintliche und wirkliche Freundschaft	4
4. Strebe nach Weisheit als nach dem besten Schutz vor Todesfurcht	6
5. Warnung vor bedenklichen Äußerlichkeiten beim Betriebe der Philosophie	10
6. Frohes Bewußtsein der eigenen Besserung verbun- den mit dem Wunsch gemeinsamen Fortschreitens	13
7. Meide die Ansammlungen der Menge, vor allem die Schaustellungen der Zirkusspiele	15
8. Das tätige Leben des Philosophen	19
9. Wie verträgt sich die Selbstgenügsamkeit des Wei- sen mit dem Bedürfnis nach Freunden?	22
10. Gefahren der Einsamkeit, die aber für einen Mann wie Lucilius nicht zu befürchten sind	29
11. Die unwillkürliche Regung des sittlichen Bewußt- seins, die in der Schamröte hervortritt, sollte man dadurch befördern, daß man sich bei allen seinen Handlungen hochachtbare Männer als Zeugen der- selben vorstellt	31

12.	Richtige Ausnutzung der flüchtigen Zeit	34
13.	Laß nie die Furcht vor künftigem Unheil über dich Herr werden	38
14.	Trage Sorge für den Körper, aber vor allem für den Geist, um ihn vor den verderblichen Einflüssen des politischen Parteitreibens zu bewahren	43
15.	Die wahre Gesundheit und ihre Pflege	49
16.	Nutzen der praktischen Philosophie	53
17.	Die Sorge um äußere Güter darf kein Hemmnis für das Streben nach Weisheit sein	56
18.	Man stürze sich nicht geradezu in den wilden Tau- mel der Volksbelustigungen, ziehe sich aber auch nicht ganz von der Berührung mit dem gemeinen Volk zurück; man lege sich Entbehrungen auf, um dem Schicksal die Gewalt über sich zu entreißen	60
19.	Die Vorzüge eines auf den Staatsdienst verzichten- den Lebens	65
20.	Die Aufgabe der praktischen Philosophie	69
21.	Äußerer Glanz und innerer Wert gegeneinander abgewogen	73
22.	Ratschläge zum baldigsten Aufgeben des Staats- dienstes	77
23.	Über die wahre Freude und die Art, sie zu gewin- nen	82
24.	Bekämpfung der Furcht vor nahendem Unglück, vor allem vor dem Tode	86
25.	Verhalten gegen zwei der Besserung bedürftige Bekannte von verschiedener Sinnesart, nebst Rat- schlägen zur Besserung überhaupt	94
26.	Wie Seneca von sich als Greis und von dem nahen- den Tode denkt	97
27.	Die wahre Glückseligkeit als Frucht der Tugend	100
28.	Reisen an sich sind kein geeignetes Mittel, das Gemüt zu entlasten	103
29.	Wie hat man's mit Marcellinus (einem gemeinsa-	

	men Freund) zu halten, um ihn von seinen Fehlern zu befreien? Ein schwieriges Besserungsproblem	106
30.	Gegen die Todesfurcht	110
31.	Ermunterung zum weiteren Streben nach der Weisheit als dem höchsten Ziele des Menschen unter Verachtung der gemeinhin geltenden Vorurteile	115
32.	Vorzüge eines zurückgezogenen Lebens	119
33.	Eigenart der Schriften der Stoiker im Gegensatz namentlich zu Epikur	121
34.	Freude über Lucilius' Fortschritte im Streben nach dem Höchsten	124
35.	Sittliche Vollkommenheit als Bedingung wahrer Freundschaft	126
36.	Wider die Vorurteile der Menge und über die wahre Bedeutung des Todes	127
37.	Unverbrüchliche Strenge der sittlichen Anforderungen	131
38.	Die zweckmäßigste Art philosophischer Belehrung	133
39.	Philosophische Kompendien nützen weniger als eigentlicher philosophischer Unterricht, der zur Weisheit führt	134
40.	Sprich langsam	136
41.	Der Gott in uns	140
42.	Schwierigkeit der Menschenprüfung, bei der alles auf Erkenntnis des inneren Wertes ankommt	143
43.	Lebe so, daß du dich vor der Welt nicht zu verstecken brauchst	146
44.	Der wahre Adel	148
45.	Urteil über die eigene Schriftstellerei, in der er sich eine gewisse Unabhängigkeit seines Standpunktes gewahrt hat, namentlich gegenüber der Vorliebe mancher Philosophen für sophistische Vexierkunst	150
46.	Lobendes Urteil über eine Schrift des Lucilius .	155

47.	Schonende Behandlung der Sklaven	156
48.	Über das Wesen der Freundschaft. Gegen die beliebten sophistischen Spielereien	162
49.	Hoher Wert der Zeit, die man nicht durch dialektische Spielereien vergeuden soll	166
50.	Segen der Selbsterkenntnis	171
51.	Bajä — eine Warnung	174
52.	Wer soll uns zum Guten verhelfen?	178
53.	Gefährliche Seefahrt mit daran sich knüpfenden Betrachtungen	182
54.	Todesgedanken	187
55.	Die Villa des Vatia	189
56.	Das geräuschvolle Leben in Bajä, das der Weise ertragen, aber für die Dauer nicht wählen wird	193
57.	Die Grotte von Posilippo	198
58.	Über das öv des Platon. Betrachtungen über den Unbestand alles Sichtbaren	201
59.	Anerkennendes Urteil über des Lucilius schriftstellerische Leistungen und daran sich knüpfende ethische Betrachtungen	212
60.	Verurteilung der maßlosen Begehrlichkeit	218
61.	Todesgedanken	220
62.	Geschäftstätigkeit ist kein unbedingtes Hindernis für philosophische Studien	221
63.	Über die Trauer beim Tod unserer Freunde	222
64.	Lob der Schriften des älteren Q. Sextius und der älteren Philosophen	226
65.	Über Ursache und Materie. Wert solcher Betrachtungen	229
66.	Die Tugend als höchstes Gut auch unter den größten Schmerzen	237
67.	Das Wünschenswerte beschränkt sich nicht auf das Erfreuliche	253
68.	Die Muße des Weisen	258
69.	Warnung vor häufigem Ortswechsel	262

70.	Über den freiwilligen Tod	263
71.	Die Tugend als höchstes Gut	271
72.	Das Streben nach Weisheit hat den Vorrang vor aller Geschäftstätigkeit	284
73.	Das Verhältnis des Weisen zu den Staatslenkern	288
74.	Die Tugend als einzig wahres Lebensgut	292
75.	Die Redeweise des Philosophierenden soll nichts weiter sein als ein schmuckloses Abbild seiner Gedanken. Leben und Rede sollen in Einklang ste- hen. Niemand ist alsbald ein fertiger Weiser. Die sittliche Bildung erfordert Zeit und hat ihre Stufen	304
76.	Die Tugend als einzig wahres Gut	309
77.	Hänge nicht zu sehr am Leben	320
78.	Das Verhalten des Weisen gegenüber den Krank- heiten	327
79.	Scylla, Charybdis, Aetna als Ausgangspunkte zu Betrachtungen über den Ruhm in seinem Verhält- nis zur Weisheit	337
80.	Wichtigkeit der Geistesbildung als Schutz vor fal- scher Furcht	342
81.	Über die Dankbarkeit	357
	Anmerkungen (zu den Briefen 1-81)	357

Vierter Band: Briefe an Lucilius — Zweiter Teil: Brief 82-124

Einleitung	V
82. Bekämpfung der Todesfurcht	1
83. Rechenschaft über sein Tagestreiben, vor allem über seine Lektüre und die dadurch gegebene Anregung zum Nachdenken über mancherlei Dinge und zwar hier über gewisse Mißgriffe der Stoiker und ihrem Beweisverfahren. Ausführliche Kritik ihrer Ansichten über die Trunkenheit	10

84.	Wie soll man es mit der Lektüre halten, um sie fruchtbar für sich zu machen?	20
85.	Verteidigung der stoischen Lehre, daß der Weise von allen Affekten frei sein müsse	24
86.	Die Villa des Scipio, ein Gegenbild zu der Üppigkeit der Gegenwart. Gärtnerische Belehrungen	37
87.	Verteidigung stoischer Sätze über Gut und Übel gegen landläufige Einwendungen	44
88.	Betrachtungen über den Wert der freien Künste und Wissenschaften	56
89.	Von der Einteilung der Philosophie	71
90.	Die Leistungen der Philosophie. Eine Berichtigung der Ansicht des Posidonius	80
91.	Mahnung zu innerer Gefäßtheit gegenüber auch dem größten Unglück, aus Anlaß der Nachricht von dem Riesenbrand, der das schöne Lugdunum (Lyon), die Heimat des Liberalis, bis auf das letzte Haus vernichtet hat	97
92.	Der allein unbedingte Wert der Tugend	105
93.	Trostschreiben an Lucilius aus Anlaß des Todes des Philosophen Metronax	117
94.	Kritik der Ansicht des Stoikers Ariston von Chios, daß die spezielle, auf Mahnungen im Einzelfall gerichtete Sittenlehre zu verwerfen sei	122
95.	Die besondere Sittenlehre ist zwar unentbehrlich, ist aber nur eine Ergänzung der allgemeinen Sittenlehre	147
96.	Von dem rechten Verhalten gegenüber eintretenden Widerwärtigkeiten	171
97.	Schlechte Menschen wird es immer und überall geben, aber der Strafe wird schließlich niemand entrinnen	173
98.	Das Glück hat seinen Rückhalt in anderen als den äußeren Gütern	178

99. Trostschriften an einen Vater, der seinen Sohn in zartem Alter verloren	184
100. Über den Stil des Papirius Fabianus	194
101. Betrachtungen über den Tod aus Anlaß des plötzlichen Todes des Cornelius Senecio	199
102. Ist der Nachruhm ein Gut?	204
103. Es ist leichter, sich vor der Tücke des Schicksals zu hüten als vor der der Menschen	213
104. Ortsveränderungen können zwar auf den Körper bisweilen wohltuend wirken, uns aber nicht zur Seelenruhe verhelfen, die nur durch ernste innere Arbeit an uns selbst erlangt und durch das Vorbild erhabener Muster uns zu eigen gemacht werden kann	215
105. Wie sichert man sich gegen Gefahren von seiten der Menschen?	226
106. Das stoische Dogma von der Körperlichkeit aller Güter	229
107. Ratschläge zur Bekämpfung von Widerwärtigkeiten	232
108. Die rechte Lehr- und Lernweise der Philosophie	235
109. Kann der Weise dem Weisen nützen?	248
110. Der Gunst der Götter erfreut sich, wer mit sich selbst versöhnt ist. Dieser innere Frieden aber auch inmitten der härtesten äußeren Bedrängnisse ist eine Gabe der Philosophie	254
111. Sophistik und Philosophie	260
112. Ein Unverbesserlicher	262
113. Widerlegung der stoischen Lehre von den Tugenden als von lebenden Wesen. Unersprießlichkeit dieser Betrachtungsweise	263
114. Einfluß der Sitten auf die Schreibart	272
115. Warnung vor allzu peinlicher Sorge für Glätte des Stils. Die Hauptsache bleibt immer die Bildung der Seele, die sich in dem Geschriebenen kund gibt	282

116. Die Leidenschaften sind auszutilgen, nicht zu mäßigen	288
117. Abweisung der Lehre der Stoiker, daß die Weisheit ein Gut sei, das Weisesein aber nicht	291
118. Der Mensch soll sich durch sittliche Bildung unabhängig machen von der Gewalt des Schicksals ..	303
119. Die Kunst reich zu werden	309
120. Über den Ursprung der Erkenntnis des Guten und des Sittlichguten	314
121. Haben die Tiere ein Bewußtsein ihres Zustandes?	322
122. Die Verwerflichkeit der Nachtschlemmerei	330
123. Lob der Genügsamkeit	336
124. Sind es die Sinne oder ist es der Verstand, durch den das Gute erfaßt wird?	342
Anmerkungen (zu den Briefen 82–124)	350

LUCIUS ANNAEUS SENECA PHILOSOPHISCHE SCHRIFTEN

DRITTES BÄNDCHEN
BRIEFE AN LUCILIUS
ERSTER TEIL: BRIEF 1—81

ÜBERSETZT, MIT EINLEITUNGEN
UND ANMERKUNGEN VERSEHEN

VON

OTTO APELT



DER PHILOSOPHISCHEN BIBLIOTHEK BAND 189
LEIPZIG 1924 / VERLAG VON FELIX MEINER

Einleitung

Allen Prosaschriften Senecas ist der Stempel seines Geistes unverkennbar aufgedrückt; aber wer mit der Persönlichkeit dieses interessanten Mannes näher vertraut zu werden wünscht, der wird sich doch vorzugsweise an jenes umfangreiche Schriftwerk halten, das unter dem Titel „Briefe an Lucilius“ in seinen letzten Lebensjahren nach dem Austritt aus seiner amtlichen Tätigkeit abgefaßt und wohl bald nach seinem Tode, teilweise vielleicht schon zu seinen Lebzeiten veröffentlicht worden ist. Diese höchst lebendig geschriebenen Briefe geben von der sittlichen Grundanschauung Senecas wie nicht minder von seinen vorübergehenden Stimmungen und wechselnden äußeren Umständen ein ebenso farbenreiches wie treues Bild. Inmitten einer sittlich zerrütteten, sinkenden Welt sucht er seinen entarteten Zeitgenossen das Gewissen zu wecken und als Anhänger der stoischen Schule sie auf die allein würdigen Ziele menschlichen Strebens hinzuweisen. Kein unbefangener Leser wird den Eindruck haben, daß er seine stilistische Kunst mit ihren Vorzügen und ihren durch den Zeitgeist entschuldbaren Auswüchsen je dazu benutzt habe, sich selbst mit einem Heiligenschein zu umgeben. Nirgends stellt er sich selbst als einen Fertigen dar, immer nur als einen Werdenden. Weit entfernt, aus seinen Schwächen ein Geheimnis zu machen, bekennt er ehrlich und offen und nicht etwa bloß einmal, daß er trotz allen Ringens und Strebens sich wohl bewußt sei, noch auf der untersten Stufe der Fortschreitenden zu stehen. Aber eben dies Bewußtsein wird ihm zum beständigen Sporn zu rastloser Arbeit an sich selbst nicht minder als an der Besserung der ihn umgebenden Welt.

Beide Aufgaben waren ihm durch die Grundsätze der Stoa bestimmt. Nicht als ob er ein unbedingter Nachbeter der Häupter der Stoa gewesen wäre — dazu war er ein zu selbständiger und zu eigenwilliger Geist —, wohl aber huldigte er ihr in ihrer Gesamtrichtung. Er ist unbefangen genug, auch dem Epikur Verständnis entgegenzubringen und Anerkennung, die sich in den

Briefen noch weit mehr geltend macht als in den Dialogen, vielleicht mit Rücksicht auf das nähere Verhältnis, in dem Lucilius zu Epikur gestanden zu haben scheint. Wie unparteiisch Seneca darüber dachte, sieht man besonders aus einer Stelle des 52. Briefes § 7 f., auf die ich den Leser hierdurch aufmerksam mache.

Was Senecas Verhältnis zu seiner eigenen Schule, der Stoa, anlangt, so mißfällt ihm entschieden ihre Neigung zu dialektischen Spitzfindigkeiten, die er in unseren Briefen wiederholt zur Zielscheibe seines Spottes macht. Um so fester fühlt er sich mit den Stoikern verbunden einerseits durch deren Lehre von der Tugend als dem einzig wahren Gute, anderseits durch ihre grundsätzliche Bekämpfung der Todesfurcht. Es sind dies geradezu die beiden Grundpfeiler, auf denen die sittliche Überzeugung des Seneca ruht. Überblickt man die Briefe ihrem Hauptinhalt nach, so wird man finden, daß kein Thema häufiger und eingehender, hie und da bis zur Ermüdung des Lesers behandelt wird als diese beiden. Auf den flüchtigen Leser macht das vielleicht den Eindruck, als handele es sich wie beim Kaleidoskop nur um eine andere Gruppierung der nämlichen Elemente. Doch näher zugesehen finden sich öfters auch neue Argumente, die nicht nur von dem tiefen Ernst zeugen, mit dem der Verfasser seinem Gegenstand gegenübersteht, sondern auch die Sache selbst in ein helleres Licht stellen.

Seneca hat vielleicht selbst das Gefühl gehabt, daß er in dieser Beziehung des Guten etwas zuviel tue. Jedenfalls weiß er den etwas ermüdeten Leser durch oft überraschenden Wechsel der Szenerie zu entschädigen. Er führt uns auf dieses oder jenes seiner Landgüter, auf deren einem er dem lässigen Verwalter in humorvoller Entrüstung die Leviten liest, er macht uns zu Begleitern auf kleineren oder größeren Ausflügen und Reisen, schildert uns den Eindruck von Landschaften, Städten und Bädern, knüpft an Vorgänge in Rom, wie z. B. Zirkusspiele oder Saturnalienfeste, eingehende ernste oder sonst für den Leser interessante Betrachtungen, läßt Vorgänge im beiderseitigen Freundeskreis nicht unbemerkt vorüber gehen, bei denen es an Schilderungen eigenartiger Charaktere und auffallender Schicksale nicht fehlt, — kurz, es ist eine reichbesetzte Tafel, an die er uns führt. Immer weiß er das Einzelne, Persönliche unter allgemeine Gesichtspunkte zu rücken und zum Ausgangspunkt interessanter Betrachtungen zu machen. Für landschaftliche Reize hat er ein offenes Auge, aber nie ohne Beziehung zugleich auf geistige oder wenigstens menschliche Vorgänge. Niemand hat anschaulicher und zugleich sarkastischer das Unwesen der Klientelschaft und des Schmarotzertums geschildert, niemand die Sünden der hohen und niederen Gesellschaft schlagender

gekennzeichnet. Aber das alles ist nur Rahmen und Staffage: der Kern bleibt immer die sittliche Bildung des Menschen; sie ist ihm die eigentliche Herzenssache, sie ist ihm Anfang und Ende.

Man fühlt sich zu einem Vergleich mit den gleichfalls sehr interessanten Briefen des jüngeren Plinius aufgefordert. Kein Zweifel: diese haben einen hohen Reiz durch die Mannigfaltigkeit der Gegenstände und die Bedeutung der Personen, mit denen sie es zu tun haben; aber sie sind dabei doch immer ein Spiegel für die Eitelkeit ihres Verfassers. Diesen Vorwurf wird kein Unbefangener den Briefen des Seneca machen. Man mag den Stil des Seneca einer gewissen Prunksucht zeihen, man mag namentlich in seiner Antithesenschwelgerei eine gewisse Neigung zu Übertreibungen erkennen; aber das hat mit persönlicher Eitelkeit nichts zu schaffen. Das war ihm ein zur Selbstverständlichkeit gewordener Tribut an den Zeitgeist, auf den er nicht wirken konnte ohne zu starken Mitteln zu greifen. Was ihn selbst besonders interessant macht, ist der Umstand, daß er offenbar mit sich selbst fortwährend zu kämpfen hat und daß er diesen Kampf mit aller Offenheit und Ehrlichkeit führt. Er verhehlt niemandem seine Fehler, ist aber selbst der strengste Richter über sie. Wen wir selbst noch im ehrlichen Kampf mit allerhand Anfechtungen sehen, der wirkt stärker auf uns als einer, der über diesen Kampf schon hinaus ist und so zu sagen nur von der Kanzel herab predigt. Man muß in der Tat entweder ein vollendeter Geck oder ein vollendeter Weiser sein, wenn man sich nicht hier und da selbst durch seine Worte getroffen fühlt.

Es muß ein Genuß gewesen sein, sich mit Seneca unmittelbar zu unterhalten. Was er uns gelegentlich in diesen Briefen über Unterhaltungen mit seinen Freunden erzählt, läßt erkennen, wie sehr er es verstand, dem Gespräch eine für beide Teile nützliche Wendung zu geben. Diesen Einfluß hat in seinen früheren Jahren auch der Adressat unserer Briefe, Lucilius, an sich erfahren. Wer aber, so wird der Leser fragen, war dieser Lucilius? Er entstammt keinem bekannten Geschlecht, war nicht ritterlicher, nicht einmal bürgerlicher Abkunft. Er war Sohn eines Freigelassenen und hatte seine Heimat, wie es scheint, in Kampanien. Dort ist Seneca mit dem jungen Lucilius zusammengetroffen und hat Gefallen an ihm gefunden. Er erkannte wohl sehr bald die Begabung des Jünglings, dem er an Alter etwa um zehn Jahre voraus war. Er mag ihm bei seiner Laufbahn, die sich sehr günstig gestaltete, wohl nach Kräften behilflich gewesen sein. Lucilius bewährte sich in wechselnden Stellungen in allen drei Weltteilen als zuverlässiger und fähiger Beamter, ward in den Ritterstand erhoben und verwaltete

schließlich eine längere Reihe von Jahren hindurch die Insel Sizilien als kaiserlicher Prokurator.

Was dem Seneca den Lucilius besonders wert machte, war seine ausgesprochene Neigung und Befähigung für Wissenschaft und Poesie. Wir haben noch das mehr als sechshundert Verse umfassende Bruchstück eines Gedichtes Aetna, das ehemals unter dem Namen des Vergil ging, das man aber, der neueren Forschung zufolge, allen Grund hat dem Lucilius zuzuschreiben als eine Ausführung dessen, wozu ihn Seneca im 79. Brief in dringender Weise auffordert.

Es bleibt noch ein Wort zu sagen zu der Frage, ob es sich bei diesen Briefen um einen wirklichen Briefverkehr handelt, oder ob die Briefform nichts weiter ist als literarische Einkleidung. Es spricht hier alles für das letztere. Im Verlaufe von etwa zwei Jahren einen rein persönlichen Briefwechsel zu unterhalten, der von beiden Seiten über hundert z. T. die Länge von Abhandlungen aufweisende Briefe umfaßte, wäre eine Sache, die wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat, ganz abgesehen von der Frage der Briefbeförderung, die doch sicherlich etwas mehr Umstände machte als bei unserer heutigen Post. Ein wirklicher Briefwechsel trägt in der Regel gewisse Spuren zufälliger Anlässe an sich, deren zu gedenken der Schreiber nicht unterlassen wird. Von dergleichen Anlässen ist aber in unseren Briefen nur an verhältnismäßig wenigen Stellen die Rede, wogegen sich, wenigstens partiell, ein gewisser Plan, eine gewisse sachliche Ordnung dem Nachprüfenden bald erkennbar macht, wenn auch für das Ganze der Gesichtspunkt der Abwechslung herrschend ist, gemäß dem Charakter dieser Schriftgattung. Fordert man aber ein rein objektives Zeugnis, so findet sich dasselbe — und ich bin nicht der erste, der darauf hinweist — in dem einundzwanzigsten Brief, in dessen fünftem Paragraph Seneca seinem Freunde ausdrücklich die Unsterblichkeit seines Namens durch eben diese Briefe in sichere Aussicht stellt. Damit ist die von vornherein feststehende literarische Bestimmung dieser Briefe ein für allemal gesichert. Seneca hat gewiß bei Abfassung dieses Werkes, das mit seinen früheren ethischen Schriften eben diese Eigentümlichkeit gemein hat, an einen einzelnen bestimmten Freund gerichtet zu sein, nicht verabsäumt, die in seinem Pulte lagernden Briefe seines Freundes mehr als einmal zu durchblättern, um daraus Anregungen zu schöpfen für seine Erörterungen und deren besondere persönliche Färbung; der Einwilligung seines Freundes hatte er sich gewiß im voraus versichert. Er durfte ihm ohne Bedenken, wie der Maler seinem Modell, in seinen Briefen nach Belieben diejenige Stellung geben, die seiner jeweiligen Stimmung und schriftstellerischen Absicht entsprach.

Lucius Annaeus Seneca

Berichtigung zum dritten Band

Die Anmerknungsnummer ²⁴⁷⁾ gehört zu Seite 303, Zeile 20 v. o. und ist auf Seite 297 zu streichen.

Briefe an Lucilius

Erster Brief

Wert der Zeit

Folge meinem Rat, mein Lucilius, widme dich dir selbst, halte deine Zeit zusammen und hüte sie ¹⁾; du hast sie dir bisher entweder geradezu wegnehmen oder heimlich entwenden oder auch nur entschlüpfen lassen. Glaube mir, es ist so, wie ich schreibe: ein Teil unserer Zeit wird uns offen geraubt, ein Teil uns heimlich entzogen, und ein dritter verflüchtigt sich. Am schimpflichsten aber ist derjenige Verlust, der auf Rechnung der Nachlässigkeit kommt. Gib nur genau acht: der größte Teil des Lebens fließt uns dahin in verwerflicher Tätigkeit, ein großer im Nichtstun, und das ganze Leben in Beschäftigung mit Dingen, die mit dem wahren Leben nichts zu schaffen haben. Zeige mir den, der wirklichen Wert auf die Zeit legt, der den Tag zu schätzen weiß, der ein Einsehn dafür hat, daß er täglich stirbt! Das eben ist die große Selbsttäuschung, der wir uns hingeben, daß wir den Tod in die Zukunft verlegen: zum großen Teil liegt er schon hinter uns, alles vergangene Leben liegt im Banne des Todes. Bleibe also dem in deinem Briefe kundgegebenen Vor-

satz treu: laß keine Stunde ungenützt vorübergehen. Nimm den heutigen Tag voll in Beschlag²⁾; dann wirst du weniger von dem folgenden abhängen. Mit dem Aufschieben lassen wir das Leben nur enteilen. Nichts, mein Lucilius, ist unser wahres Eigentum außer der Zeit. Dieses flüchtige und schwer faßbare Gut³⁾ ist das einzige, dessen Besitz uns die Natur vergönnt hat; und doch verdrängt uns der erste beste daraus. Ja, so groß ist die Torheit der Menschen, daß, während sonst auch das Kleinste und Unbedeutendste, wenn es nur überhaupt ersetzbar ist, von dem Empfänger als Schuldposten anerkannt wird, niemand sich als Schuldner fühlt dem gegenüber, der ihm seine Zeit gewidmet hat, während doch gerade dies das Einzige ist, was auch der Dankbare nicht wiedererstatte kann. Du fragst vielleicht, wie ich es denn selbst mit mir halte, der ich dir diese Lehre gebe? Ich will ganz rückhaltlos zu dir reden: Ich halte es damit wie ein im vollem Wohlstand lebender, dabei aber gewissenhaft haushälterischer Mann; ich führe streng Buch. Ich kann nicht sagen, daß ich nicht mancherlei Verluste hätte, doch vermag ich genau Auskunft zu geben über den Betrag und über die Gründe des Verlustes: ich kann Rechenschaft ablegen über die Ursachen meiner Armut. Doch teile ich das Schicksal so vieler, die ohne ihr Verschulden in Not geraten sind: jedermann verzeiht ihnen, aber niemand hilft ihnen. Wie steht es also? Ich halte den nicht für arm, dem auch der geringe Rest des Seinigen noch genügt. Du aber mußt, wenn es nach mir geht, das Deinige zusammenhalten und damit bei guter Zeit anfangen. Denn, wie unsere Altvorderen meinten: Wer erst spart, wenn es schon zur Neige geht, der hat die Zeit verpaßt. Denn was sich unten im Grunde noch findet, ist nicht nur das Wenigste, sondern auch das Schlechteste.

Zweiter Brief

Wahl der Lektüre

Nicht nur nach deinen schriftlichen Mittheilungen, sondern auch nach dem was ich höre, darf ich Gutes von dir hoffen: du hastest nicht hin und her und zerstreust dich nicht durch häufigen Ortswechsel. Unstetes Hin- und Herflattern ist Anzeichen eines krankhaften Gemüthszustandes. Erstes Anfordernis an eine Geistesverfassung, die als eine wohlgeordnete gelten soll, ist meines Erachtens die Fähigkeit, den Schritt zu hemmen und Einkehr in sich selbst zu halten. Frage dich aber, ob nicht die Beschäftigung mit vielen Schriftstellern und das Lesen von Büchern mannigfachsten Inhaltes einer großen Unstetigkeit und Eilfertigkeit Vorschub leistet. Man muß zu bestimmten Geistern in ein dauerndes und vertrautes Verhältniß treten, wenn man einen dauernden Gewinn für seine Seele sich sichern will. Nirgends ist, wer überall ist⁴⁾. Die ihr Leben auf Reisen hinbringen, machen die Erfahrung, daß sie viele Gastfreunde haben, aber keine Freunde. Dasselbe begegnet unausbleiblich denen, die sich mit keinem geistigen Führer innig vertraut machen, sondern alles nur eilig wie im Laufe an sich vorüber gehen lassen. Nichts nütze und kein Zuwachs für den Körper ist die Speise, die der Körper sofort nach dem Genuß wieder von sich gibt. Nichts hemmt mehr die Genesung als häufiger Wechsel der Arzneien; die Wunde vernarbt nicht, an der vielerlei Heilmittel versucht werden; die Pflanze gedeiht nicht, der man einen häufigen Bodenwechsel aufzwingt. Nichts ist so nutzkräftig, daß es im bloßen Vorbeigehen nützt. Die Menge der Bücher wirkt zerstreuernd. Da du also nicht alles lesen kannst, was du haben kannst, so genügt es, soviel zu haben, als du lesen magst. Aber ich möchte nun einmal —

erwiderst du — bald in diesem Buche blättern, bald in jenem. Nur ein verwöhnter Magen trägt das Verlangen, vielerlei zu kosten; allein das bunte Allerlei hat mehr verunreinigende als nährnde Wirkung. Lies also immer nur Schriftsteller von anerkanntem Wert, und hast du dich einmal zu anderen hingetrieben gefühlt, so kehre nur wieder zu jenen zurück. Jeder Tag soll dir einen Beitrag liefern zum siegreichen Kampf gegen Armut, gegen Tod und ebenso gegen die anderen Übel, und hast du mancherlei gelesen, so hebe dir eines heraus, um es dir an diesem Tage ganz zu eigen zu machen. So halt' ich es auch meinerseits: aus mancherlei, was ich gelesen, halte ich eine bestimmte Einzelheit fest. Die heutige ist ein Spruch des Epikur — denn ich pflege auch des Gegners Lager aufzusuchen, nicht als Überläufer sondern als Kundschafter⁵⁾). Er lautet: „Freudige Armut bringt Ehre“. Doch ist das keine Armut, woran man Freude hat. Nicht wer zu wenig hat, sondern wer mehr begehrt, ist arm. Denn was macht es aus, wieviel jener in seiner Truhe liegen hat, wieviel Hemden er besitzt, oder wieviel ausleihbares Geld, wenn er begehrlisch nach fremdem Gut ausschaut, wenn er seine Rechnung nicht auf das Erworbene stellt, sondern auf den weiteren Erwerb. Du fragst, welches das Maß des Reichtums sei. Zunächst halte man auf den Erwerb des Nötigen, sodann dessen, was genug ist.

Dritter Brief

Vermeintliche und wirkliche Freundschaft

Du hast mir, wie du schreibst, deinen Brief durch deinen Freund überbringen lassen. Gleich dann mahnst du mich, ich solle nicht alles dich Betreffende ihm mitteilen, denn auch du selbst pflegst das nicht zu tun. So hast du in dem nämlichen Brief ihn erst

deinen Freund genannt und dann dies wieder in Abrede gestellt. Wenn du dennoch dies Wort erst in ganz allgemeiner Bedeutung genommen hast, etwa wie wir alle, die sich um Ämter bewerben, „brave Männer“ nennen oder wie wir uns unterwegs Begegnende, deren Namen uns nicht einfällt, als „Herren“ begrüßen, so mag dies hingehen. Hältst du aber einen für deinen Freund, dem du nicht ebenso vertraust, wie dir selbst, so ist das ein starker Irrtum, der von ungenügender Kenntnis wahrer Freundschaft zeugt. Nein, mit dem Freunde muß du alles beraten; nur muß du über ihn selbst vorher mit dir ins reine gekommen sein. Ist die Freundschaft einmal geschlossen, dann darf nichts anderes gelten als unbedingtes Vertrauen; mit dem Urteil über die abzuschließende Freundschaft muß man vorher fertig geworden sein. Diejenigen kehren die Reihenfolge der Obliegenheiten um, die im Widerspruch mit den Lehren des Theophrast⁶⁾ erst lieben und dann urteilen, und nachdem sie sich ihr Urteil gebildet, nicht mehr lieben. Gehe lange mit dir zu Rate, ehe du einen dir zum Freunde machst. Bist du schlüssig geworden, so schenke ihm auch dein ganzes Herz, rede so getrost mit ihm wie mit dir selbst. Du selbst zwar mußst so leben, daß du dir nichts anvertraust, was du nicht auch deinem Freunde anvertrauen könntest. Doch es treten Umstände ein, die das Herkommen zu Geheimnissen gemacht hat; daher teile mit dem Freunde alle deine Sorgen, alle deine Gedanken. Hältst du ihn für treu, so wirst du ihn auch dazu machen. Machen doch manche durch ihre Angst hintergangen zu werden sich selbst zu Lehrern der Täuschung und geben dem anderen durch ihren Argwohn ein Recht zum Frevel gegen sie. Was hätte ich für einen Grund, vor meinem Freunde auch nur mit einem einzigen Worte zurückzuhalten? Warum sollte ich

nicht glauben allein zu sein, wenn ich mit ihm zusammen bin? Es gibt Leute, welche Dinge, die man nur seinen Freunden anvertrauen darf, jedem, der ihnen begegnet mitteilen und alles was sie bedrückt, in das Ohr jedes anderen abladen. Dagegen auch wieder andere, die selbst das Mitwissen derer scheuen, die ihrem Herzen am nächsten stehen, und die, ungläubig womöglich auch gegen sich selbst, jedes Geheimnis tief im Busen verwahren. Auf keines von beiden darf man sich einlassen, denn beides ist verkehrt, sowohl allen zu trauen wie niemandem. Aber der eine von beiden Fehlern ist sozusagen anständiger, der andere bietet größere Sicherheit. So wird man auch beide tadeln, sowohl die, welche immer unruhig sind, wie die, welche sich ununterbrochener Ruhe hingeben. Denn jene Geschäftigkeit, die an dem wilden Getümmel und Lärm ihre Freude hat, ist keine wahre Tätigkeit sondern der Wirrwarr eines aufgeregten Gemütes. Und das ist keine Ruhe, die jede Bewegung für lästig hält, sondern Weichlichkeit und Schlafheit. Daher soll man sich den Spruch zu Herzen nehmen, den ich beim Pomponius⁷⁾ las: „Es gibt Leute, die sich dermaßen im Schlupfwinkel vergraben haben, daß sie glauben, alles sei im Trüben, was im Lichte ist.“ Man muß beides miteinander verbinden: der Ruhende muß handeln, und der Handelnde muß ruhen. Gehe mit der Natur zu Rate; sie wird dir sagen, sie habe nicht nur den Tag, sondern auch die Nacht geschaffen.

Vierter Brief

Strebe nach Weisheit als nach dem besten Schutz vor Todesfurcht

Fahre wacker fort, wie du angefangen, und beeile dich nach Kräften, auf daß du in die Lage kommst,

um so länger dich des Genusses einer geläuterten und wohlgeordneten Seelenverfassung zu erfreuen. Du hast zwar auch schon am Verlaufe dieses Läuterungs- und Besserungsvorganges deine Freude; allein noch ganz anderer Art ist der Genuß, den die Betrachtung einer aller Flecken ledigen, spiegelblanken Seele bietet. Du erinnerst dich gewiß der Freude, die du bei Ablegung der Knabenkleidung und Anlegung des Männnergewandes und bei Einführung in die Geschäfte des Forums empfandest: größere Freude wartet deiner, wenn du alles Knabenhafte in deiner Sinnesweise abgelegt hast und die Philosophie dich in die Reihe der Männer aufnimmt. Denn immer noch bleibt ein Rest nicht des Knabenalters, wohl aber, was schwerer wiegt, der Knabenart zurück. Und damit ist es um so schlimmer bestellt, weil wir das Ansehen von Greisen und dabei die Fehler der Knaben haben, und nicht bloß der Knaben sondern auch der Kinder: jene haben Angst vor Kleinigkeiten, diese vor Scheinbildern, wir vor beiden. Schau nur wacker vorwärts, und du wirst einsehen, daß manches eben deshalb weniger zu fürchten ist, weil es reichliche Furcht erweckt. Ein Übel, welches das letzte ist, ist nicht groß. Der Tod kommt zu dir; zu fürchten wäre er, wenn er bei dir verweilen könnte; aber entweder ist er noch nicht zur Stelle, oder er ist schon vorüber. Anders kann es nicht sein. Du erwidertest: „Es ist schwer, die Seele dazu zu bringen, daß sie die belebende Kraft verachte.“ Siehst du nicht, daß es oft recht erbärmliche Gründe sind, die zu dieser Todesverachtung führen? Da hat sich einer vor der Tür seiner Geliebten am Strick aufgehängt, ein anderer hat sich vom Dache herabgestürzt, um das Schelten seines erbosten Herren nicht länger hören zu müssen, ein dritter hat sich mit dem Schwerte entleibt, um nicht vergeblich die Flucht ergriffen zu haben. Wozu also übermäßige

Angst die Kraft findet, dafür sollte der Mannesmut zu schwach sein? Niemand darf sich Hoffnung machen auf ein sorgenfreies Leben, der allzusehr auf Verlängerung desselben bedacht ist, der unter die hohen Güter das nicht bloß einmalige Konsulat⁸⁾ rechnet. Sei vielmehr täglich darauf bedacht, die Kraft zu erlangen dies Leben zu verlassen, an das sich viele so fest und innig gebunden fühlen, daß sie Leuten gleichen, die, von den Wellen eines Gießbaches fortgerissen, sich an dorniges Gestrüpp anklammern. Die Zahl derer ist nicht gering, die zwischen Todesfurcht und Lebensqual jämmerlich hin- und herschwankend weder leben wollen noch zu sterben wissen. Schaffe dir also ein erfreuliches Leben, indem du dich aller Besorgnis um dasselbe ledig machst. Nur das Gut hat Sorgen für den Besitzer, auf dessen Verlust seine Seele gefaßt ist. Es gibt aber nichts, dessen Verlust leichter wäre als der einer Sache, für die das Gefühl des Verlustes nicht mehr vorhanden ist. Gegen alles also, was auch über die Mächtigsten hereinbrechen kann, wappne dich und verhärte dich. Über des Pompejus Haupt haben ein Unmündiger⁹⁾ und ein Verschnittener entschieden, über Crassus ein grausamer und übermütiger Parther; auf des Gaius Caesar (Caligula) Geheiß mußte Lepidus seinen Nacken dem Tribun Dexter darbieten; Gaius selbst starb durch des Chaerea Schwert. Niemanden hat das Schicksal so emporgehoben, daß es sich ihm nicht ebenso oft in seiner bedrohlichen Gestalt gezeigt hätte wie in seiner Gunst. Traue nicht dieser Windstille: ein Augenblick genügt, um das Meer aufzuwühlen. An demselben Tage, wo die Schiffe noch um die Wette fuhren, wurden sie von den Wellen verschlungen. Sei gefaßt darauf, daß ein Räuber, daß ein Feind dir das Schwert an die Gurgel setzt. Mag auch kein Mächtigerer zur Stelle sein, jeder Sklave hat es dir gegen-

über in der Hand, über Leben und Tod zu entscheiden. Laß dir gesagt sein: wer sein eigenes Leben verachtet, der ist Herr über das deinige. Durchmustere die Beispiele derjenigen, die durch Aufruhr in eigenem Hause, sei es gewaltsam sei es durch List, umgekommen sind, und du wirst sehen, daß nicht wenigere der Wut der Sklaven als der Könige zum Opfer fielen. Was macht es dir also aus, wie mächtig der Mann ist, den du etwa fürchtest? Hat es doch jedermann in der Hand, das zu tun, weshalb du gerade in Furcht bist. Gerätst du aber etwa in Feindeshand, so wird der Sieger dich zum Tode abführen lassen — also dahin, wohin du doch unter allen Umständen geführt wirst. Warum täuschest du dich selbst und bemerkst erst jetzt, womit du längst schon behaftet warst? Ich behaupte: gleich von Geburt ab wirst du zum Tode geführt. Mit solchen und ähnlichen Gedanken möchten wir uns tragen, wenn wir in voller Seelenruhe jene letzte Stunde erwarten wollen, deren gefürchteter Eintritt alle übrigen Stunden unruhig macht.

Doch, um meinen Brief zu schließen, empfang die Gabe, auf die heute meine Wahl fiel. Ich entnehme auch sie aus eines anderen Garten¹⁰⁾. „Eine nach dem Gebote der Natur geordnete Armut stellt einen großen Reichtum dar.“ Welches sind aber die Grenzen, die uns jenes Naturgebot bestimmt? Du kennst sie: Schutz vor Hunger, Durst und Frost. Um dem Hunger und Durst zu wehren, hat man nicht nötig, sich auf den Schwellen stolzer Paläste zu lagern und den hochmütigen Blick und die demütigende Gnade der Großen über sich ergehen zu lassen, hat man nicht nötig, das Schiff zu besteigen oder einen Feldzug mitzumachen. Was die Natur erfordert, ist leicht zu beschaffen und ist zur Stelle. Das Überflüssige nur ist es, was uns in Schweiß setzt: ihm zuliebe nutzen wir unser Ge-

wand ab, ihm zuliebe ergrauen wir im Feldlager, ihm zuliebe lassen wir den Schiffbruch an fernen Gestaden über uns ergehen. Zur Hand ist, was genug ist. Wer sich mit der Armut gut zu stellen weiß, ist reich. Leb wohl!

Fünfter Brief

Warnung vor bedenklichen Äußerlichkeiten beim Betriebe der Philosophie

Deinem beharrlichen Streben und dem Eifer, der dich treibt, unter Beiseitesetzung aller anderen Dinge an deiner Besserung zu arbeiten, schenke ich meinen freudigen Beifall und ermahne dich nicht nur sondern bitte dich auch nicht locker zu lassen. Doch füge ich die Warnung bei, dich nicht durch das Beispiel derer, die nicht sich innerlich fördern, sondern nur die Augen auf sich ziehen wollen, verleiten zu lassen, dich durch Kleidung und Lebensweise auffällig zu machen. Meide die lumpige Kleidung, das struppige Haar, den verwilderten Bart, den ausgesprochenen Haß gegen alles Geld, das Nachtlager auf bloßer Erde und alle jene Irrwege, die ein verdrehter Ehrgeiz einschlägt. Der bloße Name „Philosophie“, mag er auch noch so bescheiden verwendet werden, hat schon etwas Anstößiges. Wohin soll es also führen, wenn wir uns zur Aufgabe machen, uns ganz der üblichen Lebensweise des Volkes zu entziehen? Bei aller innerlichen Verschiedenheit mag doch nach außen hin unser Auftreten der Sitte des Volkes entsprechen!¹¹⁾ Unser Gewand soll nicht glänzend, aber auch nicht unsauber sein; wir verzichten auf Silbergeschirr mit eingelegten Bildwerken aus gediegenem Gold; aber wir möchten es auch nicht für einen Beweis genügsamer Sinnesart halten, auf Gold und Silber ganz zu verzichten. Unser Ziel

sei es, ein sittlich besseres Leben zu führen als das Volk, nicht ein entgegengesetztes; sonst schrecken wir die, auf deren Besserung wir es abgesehen, von uns ab und verscheuchen sie. Eine weitere Folge wäre die, daß sie an uns überhaupt nichts Nachahmenswertes finden, da sie sonst fürchten, alles nachahmen zu müssen. Was die Philosophie an erster Stelle verspricht, ist Gemeinsinn, Leutseligkeit und Zusammenschluß. Zu dieser Ankündigung würden wir uns in starken Gegensatz bringen. Seien wir vorsichtig! Was unserem Wunsche nach uns Bewunderung verschaffen soll, das könnte leicht lächerlich und widerwärtig erscheinen. Ist es doch unser Grundsatz, naturgemäß zu leben. Aber es ist wider die Natur, seinen Körper zu quälen, die einfachste Sauberkeit mit Widerwillen von sich zu weisen, den Schmutz zu bevorzugen und einer Kost zu huldigen, die nicht nur wohlfeil sondern ekelhaft und widerwärtig ist. Wie es Üppigkeit ist, auf Leckerbissen gierig zu sein, so ist es Torheit, das Übliche und leicht Beschaffbare zu meiden. Genügsamkeit fordert die Philosophie, nicht Kasteiung; die Genügsamkeit braucht aber nicht auf jeglichen Schmuck zu verzichten. Das Maß, das mir gefällt, ist folgendes: unser Leben soll die Mitte halten zwischen strenger Sittlichkeit und volkstümlicher Sitte; Respect haben sollen alle vor unserem Leben, aber sie sollen es nicht befremdlich finden. „Wie also? Sollen wir es ebenso machen wie die anderen? Soll kein Unterschied sein zwischen uns und ihnen?“ Ein sehr erheblicher! Jeder, der uns näher betrachtet, soll zu der Überzeugung gelangen, daß wir mit der Menge nicht auf gleichem Fuße stehen. Wer unser Haus betritt, soll viel mehr uns bewundern als unser Gerät. Groß ist der Mann, der irdenes Geschirr so braucht als wäre es Silber, aber nicht kleiner ist der, der sein Silbergeschirr so braucht als wäre

es irdenes. Es zeugt nicht von Seelenkraft, wenn man Reichtum nicht tragen kann.

Doch um den kleinen Gewinn auch des heutigen Tages mit dir zu teilen, so fand ich bei unserem Hekaton¹²⁾ die Bemerkung, daß die Beseitigung der Leidenschaften auch von Nutzen sei als Heilmittel gegen die Furcht. Sein Spruch lautet: „Du wirst aufhören zu fürchten, wenn du aufhörst zu hoffen.“ Du wirst sagen: „Wie können diese so verschiedenen Seelenregungen gleichen Schritt halten?“ Und doch, es ist so, mein Lucilius: sie scheinen einander zu widersprechen, gehören aber doch zusammen. Wie die nämliche Kette den Sträfling und den Wächter verbindet¹³⁾, so halten auch diese einander so unähnlichen Seelenregungen gleichen Schritt; die Hoffnung hat die Furcht zum Begleiter. Und ich wundere mich nicht über diesen Hergang. Beide sind Regungen eines schwankenden Gemütes, das beunruhigt ist durch den Blick in die Zukunft. Die wichtigste Ursache von beiden aber liegt darin, daß wir uns nicht in die Gegenwart schicken, sondern unsere Gedanken voreilig in die Ferne schweifen lassen. Daher kommt es, daß das Vermögen der Vorausschau, dies größte Gut des beschränkten Menschentums, zum Übel verkehrt ist. Wie steht's in der Welt der Tiere? Sie fliehen, sobald sie die Gefahr erblicken; sind sie ihr entronnen, so fühlen sie sich sicher. Wir dagegen quälen uns ab mit dem Zukünftigen so gut wie mit dem Vergangenen. Unsere Vorzüge gereichen uns vielfach zum Schaden: unser Gedächtnis erneuert uns die Qual der Furcht, unsere Vorausschau läßt sie uns schon vor ihrem Eintritt empfinden. Niemandes Unglück beschränkt sich bloß auf die Gegenwart. Lebe wohl!

Sechster Brief

Frohes Bewußtsein der eigenen Besserung verbunden mit dem Wunsch gemeinsamen Fortschreitens

Ich fühle mich, mein Lucilius, in einem Zustande nicht der Besserung, sondern geradezu der Umwandlung, ohne jedoch mich zu der Versicherung oder Hoffnung zu versteigen, daß ich in mir nichts mehr finde, was einer Besserung bedürftig wäre. Wie, sollte ich nicht noch manches an mir haben, was der Sammlung, was der Minderung, was der Steigerung bedarf? Und eben dies ist ein deutliches Zeichen innerer Besserung, daß man die eigenen Fehler, soweit sie einem noch unbekannt waren, erkennt. Manchen Kranken wünscht man Glück, wenn sie anfangen sich krank zu fühlen. Ich hätte also wohl den Wunsch, meine plötzliche Wandlung mit dir zu teilen: dann könnte ich mit noch festerem Vertrauen der Weiterentwicklung unserer Freundschaft entgegensehen, jener wahren Freundschaft, die nicht Hoffnung, nicht Furcht und Sorge um den eigenen Vorteil lockert, jener Freundschaft, mit welcher der Mensch stirbt und für welche er stirbt. Ich kann dir gar manchen nennen, der nicht des Freundes, wohl aber der (eigentlichen) Freundschaft entbehrt. Das kann nicht vorkommen, wenn der gleiche Wille es ist, der die Seele zu gemeinsamem Streben nach dem Edlen hinzieht. Und warum? Sie wissen, daß sie alles gemein haben, und vor allem das Mißgeschick.

Du kannst dir kaum eine Vorstellung davon machen, welchen täglichen Zuwachs ich an mir gewahre. Ich höre dich sagen: „Nun, so sende auch mir das, was du als so wirksam erprobt hast“. Glaube mir, am liebsten möchte ich diese ganze Weisheit in dich übergehen lassen, und es ist mir eine wahre Freude, zu lernen, um andere zu belehren. Niemals wird mir

etwas Freude machen, mag es auch noch so trefflich und heilsam sein, was ich für mich allein wissen soll. Würde mir die Weisheit unter der Bedingung dargeboten, sie verschlossen zu halten und nicht zu verkünden, so würde ich sie zurückweisen¹⁴⁾. Ohne einen Genossen gibt es keinen erfreulichen Besitz irgendwelchen Gutes. Ich werde dir also die Bücher selbst im ganzen schicken und, um dir mancherlei Mühe zu ersparen, die dir das Suchen nach verstreut sich findenden nützlichen Stellen verursachen würde, will ich Merkzeichen einlegen, die dir die von mir besonders geschätzten und bewunderten Stellen sofort zugänglich machen sollen. Doch mehr noch als das, was ich dir hier vortrage, wird das lebendige Wort und unser Zusammenleben dir nützen. An Ort und Stelle mußt du dich einfinden. Denn erstens trauen die Menschen ihren Augen mehr als ihren Ohren¹⁵⁾, und zweitens ist es ein langer Weg, der durch Belehrung, ein kurzer und erfolgreicher, der durch das Beispiel wirkt¹⁶⁾. Kleanthes¹⁷⁾ wäre nie ein zweiter Zeno geworden, wenn er den Zeno nur gehört hätte: aber er hatte mit ihm gelebt, war in die Geheimnisse seines Geistes eingedrungen, hatte ihn daraufhin beobachtet, ob er seiner Lehre gemäß lebte. Platon, Aristoteles und die gesamte Schar der nach verschiedenen Richtungen hinstrebenden Philosophen verdankt dem Sokrates mehr Anregung von seiten seines Charakters als durch sein Wort. Die Metrodorus, Hermarchus und Polyaenus hat nicht Epikurs Schule, sondern das Zusammenleben mit ihm zu großen Männern gemacht. Doch wenn ich dich auffordere zu mir zu kommen, so geschieht dies nicht bloß darum, um dich zu fördern, sondern auch darum, um mich durch dich fördern zu lassen. Denn wir werden uns gegenseitig sehr erheblichen Nutzen schaffen.

Vor der Hand indessen will ich, um mich meiner

kleinen täglichen Schuld an dich zu entledigen, dir mitteilen, was ich heute zu meiner Freude bei Lektüre des Hekaton fand. „Du fragst,“ sagt er, „was ich gewonnen habe? Ich habe begonnen, mein Freund zu sein“. Er hat viel gewonnen: er wird niemals allein sein. Wisse, alle haben an ihm einen Freund.

Siebenter Brief

Meide die Ansammlungen der Menge, vor allem die Schaustellungen der Zirkusspiele

Du fragst, was du nach meiner Meinung besonders zu meiden habest. Das Menschengedränge, sage ich. Noch darfst du dir dafür die volle Kraft nicht zutrauen. Ich wenigstens will dir meine Schwäche gestehen. Niemals kehre ich ohne eine gewisse sittliche Beeinträchtigung von solchen Ausgängen zurück. Manches von mir Wohlgeordnete sehe ich in Verwirrung, manches von mir Verabschiedete sehe ich wiederkehren. Es geht uns wie den Kranken, die durch anhaltende Schwäche dermaßen empfindlich geworden sind, daß sie nirgends ohne einen Anfall an die Luft gebracht werden können. Wir befinden uns in einem lang anhaltenden Heilungsprozeß unserer Seele. Da übt der Verkehr auf die Menge eine feindliche Wirkung aus: keiner, der uns nicht irgend eine Untugend sei es empfehle oder aufdränge oder unbemerkt beibrächte. Kein Zweifel: je zahlreicher die Menge ist, unter die wir geraten, um so größer ist die Gefahr. Nichts aber ist so gefährlich für die guten Sitten als das lange Verweilen in einer Schauvorführung; denn da schleichen sich, durch das Ergötzliche der Schaustellung befördert, die Laster leichter ein. Was will ich damit sagen? Ich kehre habgieriger zurück, ehrgeiziger, genußsüchtiger, ja auch grausamer und unmenschlicher, weil

ich unter Menschen war. Der Zufall führte mich um die Mittagszeit¹⁸⁾ in eine Schauspielvorstellung. Ich erwartete allerhand Kurzweil, Späße und Erheiterung, kurz lauter Dinge, die mit dem Anblick von Menschenblut so wenig als möglich zu tun hätten, vielmehr davon abzulenken geeignet wären: das Gegenteil war der Fall. Alles, was an Kämpfen vorausgegangen war, war hiermit verglichen Barmherzigkeit. Von Scherzspiel keine Spur mehr, alles ist jetzt reiner Menschenmord. Ohne jeden Schutz für den Körper, mit ganzem Leibe dem Streiche bloßgestellt, regen sie die Hand niemals vergeblich zum Stoß. Daran findet die Menge größeres Wohlgefallen als an den paarweise und kunstmäßig geordneten Gladiatorenspielen. Warum auch nicht? Weder Helm noch Schild bietet Wehr gegen das Schwert. Wozu Schutzmittel? Wozu künstliche Vorrichtungen? Alles das ist nur eine Verschleppung dessen, worauf es der Menge ankommt — des Todes. Des Morgens wirft man den Löwen und Bären Menschen vor, des Mittags den Zuschauern. Auf ihren — der Zuschauer — Befehl wird, wer eben glücklich einen Mord vollzogen, einem kampfbereiten Mörder als Opfer vorgeworfen, und der Sieger wird wieder zu weiterem Mordspiel aufgespart, bis der Tod aller Kämpfer dem Spiele den Abschluß gibt. Mit Feuer und Schwert wird gewütet. So geht's dort her in der Zeit der Mittagspause.

„Aber vielleicht hat einer einen Raub begangen, hat einen Menschen umgebracht.“ Gut. Er hat einen Mord begangen, hat also sein Schicksal verdient. Aber du, Unseliger, was berechtigt dich, den Zuschauer abzugeben? „Töte, schlag zu, nimm Feuer zu Hilfe! Warum diese zögernde Angst vor dem Schwert? Warum gibt er den Todesstoß nicht herzhafte genug? Warum stirbt er so ungern? Mit Gewalt muß er ins Blutbad

getrieben werden¹⁹⁾. Mit nackter und willig sich bietender Brust müssen die Kämpfer den wechselseitigen Stößen sich aussetzen.“ In dem Schauspiel ist ja doch eine Pause eingetreten. „Einstweilen indes müssen Menschen erwürgt werden, damit doch etwas vor sich gehe.“ Also selbst dafür habt ihr kein Einsehen, daß böse Beispiele auf die zurückwirken, welche sie veranlassen? Danket den unsterblichen Göttern, daß ihr euch dem²⁰⁾ zu Lehrern der Grausamkeit macht, der davon nichts zu erlernen vermag. Ein zartes und im Guten noch nicht hinreichend befestigtes Gemüt muß man dem Einfluß der großen Menge entziehen: die Mehrzahl hat eine ansteckende Kraft. Sogar einen Sokrates, einen Cato und Lätius hätte eine ihnen wenn auch noch so unähnliche Menge in ihrem sittlichen Standpunkt irremachen können, geschweige denn, daß einer von uns, die wir gerade jetzt an unserer Geistesbildung arbeiten, dem Angriff von Lastern gewachsen sein werde, die mit so großem Gefolge gegen uns anstürmen. Ein einziges Beispiel von Schlemmerei oder Habsucht richtet viel Unheil an; ein verwöhnter Hausfreund überträgt seine Schläffheit und Weichlichkeit allmählich auch auf uns; ein reicher Nachbar regt unsere Begehrlichkeit auf; ein bössartiger Genosse läßt auch die lautersten und ehrlichsten Gefährten nicht ohne Spuren seines verunreinigenden Einflusses davorkommen. Worauf muß man sich also wohl gefaßt machen, wenn das ganze Volk gegen die Sittlichkeit anstürmt? Hier hat man nur die Wahl zwischen Nachahmen oder Hassen. Beides aber ist zu meiden. Man soll sich weder den Bösen gleich machen aus keinem anderen Grunde, als weil sie in der Überzahl sind, noch soll man zum Feinde der Menge werden, weil sie nicht gleich mit uns ist. Ziehe dich also in dich selbst zurück soweit wie möglich. Verkehre nur mit Leuten,